

**Nach den  
Schuhen  
fragt  
niemand**

**Weiter Schreiben  
Intervention 6  
im Museum  
der Dinge**

# Lesen Sie auch das Weiter Schreiben Magazin



## Impressum

Berlin, Oktober 2025

**Projektleitung:** Lama Al Haddad

**Künstlerische Leitung:** Nicol Ljubić,  
Annika Reich

**Textredaktion:** Christiane Kühl

**Bildredaktion:** Juliette Moarbes

**Grafische Gestaltung:** Daniela Burger

**Übersetzung:** Bettina Abarbanell,  
Iryna Herasimovich, Sarah Rauchfuß,  
Nina Weller

**Lektorat/Korrektorat:** Dagmar Deuring

**Mit Beiträgen von:**

Awadalla, Nat Gass, Zmicier Vishniou,  
Mahtab Yaghma, Siarhei Zhdanovich,  
Juliette Moarbes, Sebastian Schmidt

**Herausgeber\*innen:**

WIR MACHEN DAS / wearedoingit e. V.,  
Postfach 610254, 10924 Berlin

**Vorstand:** Caroline Assad, Priya Basil,  
Teresa Koloma Beck

**Geschäftsführung:** Sophie Boitel

Dieses Begleitheft entstand im Rahmen  
der literarischen Intervention am  
9. Oktober 2025 im Werkbundarchiv –  
Museum der Dinge, eine gemeinsame  
Veranstaltung des Projekts *Weiter  
Schreiben – Interventionen* und Werk-  
bundarchiv e. V.

*Weiter Schreiben – Interventionen* ist  
ein Projekt von WIR MACHEN DAS,  
gefördert durch die Berliner Senats-  
verwaltung für Kultur und Gesellschaft-  
lichen Zusammenhalt.

[www.weiterschreiben.jetzt](http://www.weiterschreiben.jetzt)



wir machen das  
انما نفعل  
we're doing it

Weiter  
Schreiben  
.jetzt

werkbund  
archiv  
museum  
der  
dinge

## Interventionen

### 6

## Nach den Schuhen fragt niemand

9. Oktober 2025, 18 Uhr — Museum  
der Dinge — mit Awadalla, Mahtab Yaghma und  
Zmicier Vishniou — Musik: Ali Hasan

„Pferde haben eine fantastische  
Fähigkeit“, schreibt Zmicier Vishniou.  
„Sie können sich in Gegenstände  
verwandeln.“ Zusammen mit Awadalla  
und Mahtab Yaghma besuchte er  
das Werkbundarchiv – Museum der  
Dinge, wo sie sich von Gegenständen  
zu sehr persönlichen und poetischen  
Texten inspirieren ließen. Alle drei  
Autor\*innen haben Erfahrungen damit  
gemacht, wie das Leben im Exil den  
Blick verändert – auch den Blick auf  
einzelne Gegenstände. Und es ist die  
Frage, die im Zentrum aller *Weiter  
Schreiben – Interventionen* steht: Was  
sehen Exil-Autor\*innen, wenn sie  
Berliner Kulturinstitutionen betreten?  
Mit welchen Erfahrungen tritt das  
Gesehene in Resonanz? Das Programm  
*Weiter Schreiben* möchte Autor\*in-  
nen nach ihrer Flucht nicht nur das

Weiterschreiben ermöglichen, sondern  
auch den hiesigen Diskurs erweitern  
und einen gemeinsamen Sprech- und  
Handlungsraum eröffnen. So haben  
wir die drei Autor\*innen aus Ägypten,  
Iran und Belarus gebeten, sich Gegen-  
stände auszusuchen und über sie  
zu schreiben. „Wenn du strahlst, glaube  
ich, nicht allein zu sein. Wenn ich dich  
am Körper spüre, fühle ich mich aus-  
erwählt“, schreibt Awadalla über das  
Smartphone. Mahtab Yaghma hat sich  
die moderne Frankfurter Küche ausge-  
sucht: „Ich betrete den Raum, als sei  
er ein Eisenbahnwaggon auf endloser  
Reise aus dem Herzen der Zeit.“ Und  
der Gegenstand, der Zmicier Vishniou  
zur Geschichte über das Pferd mit der  
fantastischen Fähigkeit inspirierte: ein  
Aschenbecher aus einem Pferdehuf.  
👉 Mehr: [www.weiterschreiben.jetzt](http://www.weiterschreiben.jetzt)



[www.weiterschreiben.  
jetzt/magazin](http://www.weiterschreiben.jetzt/magazin)



# Mit den Worten eines hoch- geschätzten Pferdes

von Zmicier  
Vishniou

Foto: Siarhei Zhdanovich

Aus dem Belarussischen von  
Iryna Herasimovich



– Du, guck nicht. Nicht gucken. Hör mal, was ich dir erzähle. Zuerst habe ich Reiter, einen Wald, Vögel und sogar ein Schiffchen in mein Heft gezeichnet.

– Und weiter?, fragte die Tochter.

– Weiter habe ich eine kleine Geschichte über ein schönes und kluges Pferd notiert, die ich zufällig auf der Berliner Pferderennbahn gehört habe. Also hör sie dir an. Aufgeschrieben mit den Worten eines hochgeschätzten Pferdes.

Es war unglaublich heiß. Man hätte die Kugel der Sonne gern mit dem Blick wie mit einem Billardstock ins Loch unter das kühle Laub gestoßen. Und der Wind schritt immer lauter voran, als wäre aus dem Nichts der Geist von Julius Caesar auferstanden. Der Baron und ich waren auf Besuch in Darmstadt. An einem schönen Sommerabend hatte ich die Gelegenheit, durch die dortige Umgebung zu traben. Ich erinnere mich noch gut an die zottigen Sterne und das Licht der Fackel. Da stellte ich mir vor, ein römisches Pferd aus der Antike zu sein. Ich stieß wie ein Rammbock durch die Luft und versetzte das lokale Bürgertum in Angst.

An diesem Tag schimpfte der Baron lange mit mir, er war schlecht gelaunt. Danach stritt er sich noch mit seiner Frau. Alles war unwirklich. Vielleicht hatte ich nicht genug Hafer gegessen. An eines erinnere ich mich ganz deutlich. Der Baron fragte mich:

– Bist du froh, dass wir in den Krieg ziehen?

– Ich will Hafer, sagte ich.

Da reichte mir der Baron einen Apfel. Ich wieherte und rollte mit meinem blutunterlaufenen Auge, und ich hatte eine

Vorahnung von etwas Großem und Unheimlichem.

– Du irrst dich!, brüllte der Baron. Man muss leben, mein liebes Pferd! Wenigstens in Legenden und Sagen. Die Welt ist so grenzenlos.

Da leckte ich dem Baron die Nase. Daraufhin umschlang er meinen Kopf. Und mir kam es vor, als würden in diesem Moment Trommeln schlagen. Dieser Tag ist mir für immer in Erinnerung geblieben.

\*

Mögen sich die Himmel öffnen und schreckliche Qualen über die Feinde herabstürzen. Finstere Zeiten sind angebrochen ... Ich erinnere mich an alles wie durch einen Nebel. Der Baron schöpfte mit seinem Helm den Hass seiner Feinde und legte ihn dann vermutlich neben seine geliebte Pfeife auf einen Stuhl. „Ich bedauere nichts“, pflegte der Baron zu sagen. „Wie kann man einen Fluss bedauern, der über die Ufer getreten ist? Das ist ein natürlicher Vorgang. So ist es auch mit mir. Ich bewege mich in diesem Leben wie der Wind, wie das Feuer, wie das Wasser.“ Da wieherte ich wie ein Irrer. Krieg... dieser verdammte Krieg. Wir werden alle sterben. Was hat das für einen Sinn? Und wenn nur der Baron stirbt, was soll ich dann tun? Wie soll ich weiterleben? Wozu braucht der Baron die schwarzen Militärstiefel, wenn es mich gibt, der ich dunkler bin als eine Gewitterwolke? Meine Mähne und mein Schweif waren wie die Flamme einer Fackel: Auch sie bogen sich in leuchtenden Zungen, doch der Herr scherzte: „Das sind Blutegel aus dem Sumpf. Sie tanzen wie die Finger eines Pianisten. Deswegen mach dich bereit für den Krieg! Lass uns Hufeisen und Säbel schleifen!“

Enttäuschung ergriff mich und ich hörte mit Schmerz dem Flüstern der Felder zu. Es klang wie eine Prophezeiung:

– Häuserquadrate und Wolkenblasen. Gesichter, aus Lehm geformt. Das Klirren der Sporen. Das Klappern der Hufeisen. Das Flattern der Fahnen. Und ein Hauch von Bitterkeit. Und die Tränen in den Feldflaschen. Und der Speer in den Händen.

\*

An diesem Tag griffen wir die Stellungen der Franzosen an. Ich trabte voran, und der Säbel in der Hand des Barons glänzte wie ein Sonnenstrahl. Der Wind zog sich zu Knoten zusammen. Die Kugeln summten wie Wespen. Quietschende Aeroplane stimmten mit ein. Die Kanonen donnerten und mir kam es vor, als würde ein unsichtbarer Riese Berge schleudern. Ich hatte keine Angst, aber mein Herz verwandelte sich in einen Hammer. Und wegen der Geschwindigkeit atmete ich nicht mehr einfach nur – in meinem Inneren weiteten sich Schmiedebälge auf. Plötzlich stolperte ich, keuchte und stürzte, mich überschlagend, zu Boden. Als ich glaubte, ein wenig zu mir gekommen zu sein, begriff ich, dass ich von einer irren Kugel getötet worden war. Der Baron beugte sich über mich und weinte bitterlich ... aber ich konnte weder mein Auge noch meine Zunge bewegen. Mich tröstete nur der Gedanke, dass ich nicht gelitten hatte: Ich war auf der Stelle tot, weil der Tod mich direkt in meinen Kopf getroffen hatte.

Ich weiß nicht, was meinen Herrn überkommen hatte. Denn er nahm seinen Säbel und hackte mir einen meiner Hufe ab. Das Blut spritzte und färbte alles um uns

herum rubinschwarz. In solchen Fällen sagt man, dass der Himmel von Blitzen durchzogen sei, doch das stimmt nicht: Über den Himmel galoppierten Feuerpferde. Ich wünschte, ich hätte den Baron angespuckt, mit der Kugel, die in mir brannte.

Am Abend nach der Schlacht, als ich regungslos dalag, hörte ich über dem Feld ein Lied. Es war ein schöner Bariton:

Mein starkes Pferd mit Zähnen wie ein reifer Maiskolben!

Mit dem Orkan der Mähne und den Stempeln der Hufe!

Du hast den Weg zum Sieg geebnet!

Denn du bist mein Wind der Tapferkeit!

Steh auf! Steh auf!

Und flieg wieder, flieg dahin!

\*

Aus meinem Huf hat man einen Aschenbecher gefertigt, der ins Büro des Barons einzog. Ich begann, Tabak zu lieben. Der Baron rauchte Pfeife und zog einen Himmel von Rauch aus ihr heraus. Aus der Vergangenheit drang der verfluchte Kampf herüber – Rauch, Schüsse, Explosionen, Tod ...

Ich träumte von einem dunkelroten Auge und einem blutigen Säbel. Ich hörte wieder mein eigenes Todesgeröchel. In der Ferne knatterten Maschinengewehre und Soldaten rannten in einem Bajonettangriff. Der Horizont sah schmutzig himbeerfarbig aus. Dieser Tag ließ mich nicht los. Der Baron aber rauchte und brummte vor sich hin:

- Na und, bist du zufrieden?  
Auf der Straße tobt ein neuer Krieg  
und jetzt sind die Kavalleristen auf  
eiserne Pferde umgestiegen.

Auch die Schriftsteller haben zu den  
Waffen gegriffen.

Aber ich höre nur mich selbst, und  
das Klappern der Hufeisen ärgert mich.

Die Lieder sind erstarrt. Jetzt sind es  
die Schreie der Toten.

Rosinante, kaue deinen Hafer.

Wie auch immer, alles wird zu Staub.

Mit dem Huf auf die Stirn! Mit dem Huf!

Auf den Straßen liegt der Granit der  
Angst und Ausweglosigkeit.

In der Stille des Büros träumte ich von  
endlos weiten Prärien, wo man das Leben  
genießen und Freiheit atmen kann.

- Pferde haben eine fantastische Fähigkeit,  
redete der betrunkene Baron auf seine  
Freunde ein. Sie können sich in Gegen-  
stände verwandeln. Das Pferd vom Baron  
Münchhausen verwandelte sich in einen  
Brunnen in der Stadt Bodenwerder und  
das Trojanische Pferd umgekehrt: Es war  
aus Holz, wurde aber zu einem Menschen  
und Feind.

\*

Meine Tochter und ich standen vor einer  
Museums vitrine mit Gegenständen darin,  
die aus Tieren angefertigt worden waren:  
aus Beinen, Häuten, Hufen, Hörnern,  
Ohren, Panzerungen ... Wir betrachteten  
einen Aschenbecher aus einem Pferdehuf.  
Und ich dachte an den grausamen Präpa-  
rator und seine Arbeit, die er so brillant  
ausgeführt hatte. Das alles ekelte mich an.  
Der Huf war mit Metallstreifen verziert,  
als wären es neue Hufeisen - für den Gang  
über Tabakländer.

Bestürzt gingen wir weiter und blieben vor  
einem Plakat von Peter Behrens stehen,  
auf dem ein Reiter abgebildet war.

- Was für eine traurige Geschichte,  
sagte meine Tochter plötzlich. Schade  
um das Pferd.

- Es waren schwierige Zeiten. Kriege brin-  
gen immer nur Zerstörung und Tod, sagte  
ich. Es ist schade um alle, Menschen wie  
Tiere.

\*

Als wir das Museum verließen, kam eine  
mir unbekannte alte Frau ganz nah an  
mich heran, hauchte mich mit Tabak-  
geruch an und flüsterte: „Dieser Aschen-  
becher ist magisch. Man muss damit drei-  
mal auf einen Stein klopfen und sagen:  
,Komm, wie die Nacht den Tag ablöst,  
wie der Wind nachlässt und der Regen  
einsetzt. Komm, wie der Blitz in einen  
Baum einschlägt ... Wecke das Pferd ...  
Wecke den Körper der Erde ... Erfülle mich  
mit frischer Luft ...‘ Und dabei muss man  
sich etwas wünschen. Und der Wunsch  
wird sich unbedingt erfüllen.“ Ich schau-  
te in die hellen Augen der Frau und sah  
dort viel Liebe und Stille. Ja, dachte ich,  
ich muss mir heimlich diesen Pferdehuf  
ausleihen und damit auf die gepflasterte  
Straße klopfen ...

*Berlin, Juli 2025*

Alle abgebildeten Gegenstände aus der Sammlung Werkbundarchiv - Museum der Dinge; Foto Aschenbecher und Shiftphone: Juliette Moarbes,  
Foto Frankfurter Küche: © Werkbundarchiv - Museum der Dinge



Aschenbecher  
aus einem  
Pferdehuf,  
um 1900



SHIFT6mq,  
SHIFT GmbH, 2020



„Frankfurter  
Küche“ aus der  
Siedlung Römer-  
stadt, Frankfurt,  
1927/28

# Bei Empfang und bei Verlust

von Awadalla

Aus dem Englischen von Bettina Abarbanell

## [Neue Nachricht]

Du leuchtest für mich, zu schnell, zu hell, ein Heiligenschein rund um meinen Handteller. Eine einzige Berührung und du erwachst, vibrierend, bis ich kapituliere. Mein Körper heißt dich jedes Mal willkommen: rasendes Herz, stockender Atem, in die Fingerspitzen schießendes Blut.

Du heißt mich immer willkommen. Du antwortest immer, wenn ich dich berühre. Du leuchtest immer, selbst in meiner Dunkelheit.

Ich behalte dich stets in der Nähe, näher als Atemluft. Du bist das Letzte, was ich vor dem Einschlafen berühre, das Erste, wonach ich am Morgen greife.

Du beobachtest mich, auch wenn ich träume. Du hörst mir zu, auch wenn ich mich nicht erinnere, gesprochen zu haben. Du kennst mich besser als irgendeine Menschenseele.

Mein Daumen ist eine Zunge auf deinem Glas, die deinen Geschmack erkundet, ein Akt des Hinauszögerns, ein Vorspiel. Doch du gibst mir nur Bruchstücke – halbe Freuden, gebrochene Versprechen, genug, damit ich am Leben bleibe, aber nie genug, damit ich Ruhe finde.

Ogleich ein Ding, bist du nie still. Du regst dich in meiner Hosentasche, summst in meiner Hand, verlangst gefüttert, gestreichelt, geladen zu

werden. Du bist meine Prothese, ein rastloses, aufgepflanztes Körperteil.

Du bist nicht nur mein Publikum, du bist auch meine Bühne. Auf deiner Oberfläche werde ich mehr, als ich bin, und weniger. Auf deiner Oberfläche biete ich meine Freuden und Sorgen dar.

Zusammen. In guten wie in schlechten Zeiten, bei Stille und bei Lärm, bei Empfang und bei Verlust.

## [Batterie 82 % – optimiertes Laden]

Du hast nie nur mir gehört. Vor mir warst du Feuer in der Erde, zu Staub gemahlener Stein, zu Glas geschmolzener Sand. Deine Aura trägt das Gewicht umgeleiteter Flüsse, zum Schweigen gebrachter Wälder, für seltene Mineralien ausgehöhlter Berge. Andere Hände haben dich geformt, an Fließbändern arbeitend. Mit Hitzeblasen bedeckt, haben sie dich weitergereicht. Du hast Ozeane überquert, bevor du in meiner Umarmung zur Ruhe kamst.

Du trägst die Berührung zahlloser Fremder in dir, und doch reagierst du auf mein Gesicht, auf die Berührung meines Fingers, als wäre ich der Erste.

Wir tun so, als ginge es ums Design, aber es geht immer um Zugehörigkeit.

Ich nehme dich, iPhone, wegen deiner Eleganz, deiner Vorhersehbarkeit, deiner kuratierten Wände. Ich nehme dich, Android, wegen deiner Vielfalt, deiner Freiheit, deiner groben Widersprüchlichkeiten.

Dein Glas, ein Spiegel des sozialen Stands. Ein Warenfetisch: eine Oberfläche, verehrt für das, was sie verbirgt, ein Statussymbol, das in jeder Tasche steckt. Es verrät, ob man

modisch ist oder einfallsreich, statusbewusst oder unabhängig, ästhetik- oder funktionsgetrieben, performativ oder pragmatisch, minimalistisch oder maximalistisch, sicherheitsliebend oder freiheitsuchend.

Doch hinter jeder dieser Alternativen vibriert die gleiche Angst: gering geschätzt zu werden oder lästig zu sein, nicht zu genügen, nicht dazuzugehören.

Und doch drücke ich dich fester an mich, denn ich kann nicht mehr sagen, ob du ein Ding gewordener Lover bist oder ein Ding, das mein Lover wurde.

### **[Wenig Speicherplatz – Bildschirmaufnahme läuft]**

Du schimmerst und ich jage. Likes, Reels, Profile. Ich swipe, scrolle, aktualisiere. Wieder und wieder berühre ich dich, hoffe auf den nächsten Lidschlag der Anerkennung.

Du endest nie. Du rastest nie. Du schläfst nie. Ich wünschte, ich wüsste, wie ich dich verlassen kann.

Du trägst sie alle in dir: TikTok, Tänze, die ich nie lernen werde. Instagram, Brunch, den ich nie essen werde. X, ein Aufreger nach dem anderen. Facebook, Geisterfreunde, die ich nicht loswerden kann. Ein Karussell der Dating-Apps: Grindr, Romeo, Bumble, Hinge. Hinter

jeder Tür ist eine weitere, hinter jedem Bildschirm noch ein Raum, den ich nie betreten wollte.

Ich springe zu schnell. Eine Geschichte, dann noch eine. Ein Gesicht, dann noch eins. Vages Lächeln, nackte Schultern, hungrige Augen. Ein abwesender Überfluss. Alles verschwindet, bevor ich es festhalten kann.

Versendet. gesehen. schreibt ... dann nichts. Ein Reel in Dauerschleife, eine Nachricht, die sich verflüchtigt, ein Match, das sich wieder entmatcht.

Ich spioniere mit dir. Wer hat geschaut, wer die Seite verlassen, wer mich beiseite geswipt. Ich aktualisiere, ich lade auf, ich warte. Du lässt mich kurz vorm Ankommen in der Luft hängen, nie ganz erfüllt. Jede App ist ein weiterer Korpus, den ich betrete und zu schnell wieder verlasse.

Ich berühre dich, streichle dich, liebe dich – warum kannst du das nicht erwidern? Warum lässt du mich verhungern?

### **[Batterieladung niedrig – 12 %]**

Du brennst schwach in meiner Hand, du zuckst an meinem Oberschenkel, auf meinen Befehl hin gehst du aus und wieder an. Und wenn du zu lange stumm bleibst, begehrt mein Körper auf. Meine Brust verkrampft sich, mein Herzschlag stolpert, mein Atem wird flach, als wäre ich verlassen worden.

Du kennst meine Rhythmen besser als ich.

Du hörst ununterbrochen zu.



Awadalla

Du beobachtest, ohne zu blinzeln. Du behältst, was du besser vergessen hättest.

Ich gebe immer mehr, selbst wenn ich mir sage, hör auf. Denn wenn du pulsierst, werde ich lebendig. Wenn du strahlst, glaube ich, nicht allein zu sein. Wenn ich dich am Körper spüre, fühle ich mich auserwählt. Wenn du dunkel wirst, starrt mich nur mein Spiegelbild an, sehnsüchtig, abwartend.

Dich zu brauchen ist wie in einem dunklen Raum auf jemanden zu warten,

der vielleicht nicht kommt. Die Spannung schmerzt in meinen Knochen, die Ungewissheit braust in meinen Adern. Dennoch bleibe ich, überzeugt, dass die Tür sich öffnet, überzeugt, dass dein Licht mich findet.

### **[Batterieladung gefährlich niedrig – 5 %]**

In guten wie in schlechten Zeiten, im Schweigen und im Lärm, bei Empfang und bei Verlust. Bis dass der Tod uns scheidet oder bis du ausgewechselt wirst. ■■■■■

# Frankfurter Küche

von Mahtab  
Yaghma

Aus dem Persischen von Sarah Rauchfuß

## Die dritte Frau / In der Gegenwart / Im Museum

Ich betrete den Raum, als sei er ein Eisenbahnwaggon auf endloser Reise aus dem Herzen der Zeit. Die Luft, in der noch Dampf zu hängen scheint, riecht metallisch, zurückgelassene Lebensspuren verdichten die Atmosphäre. Ich setze meine Füße auf ausgebleichen Boden, den Klang unzähliger Frauenschritte hat er verschluckt – atemlos, ohne den kleinsten Spalt.

Und dennoch scheint es hier drinnen lebendiger zu sein als in der Welt draußen.

Mir ist, als hätte ich das Haus einer Frau betreten, die eines Tages das ungespülte Geschirr stehen ließ und durch die Hintertür entwichte – vielleicht, um eine schnelle Besorgung zu machen, vielleicht für immer.

Meine Hand fährt über das Spülbecken. Kalt. Seelenlos. Der Ofenherd mit der kleinen Eisentür ist wie ein verschlossener Mund voll unausgesprochener Worte. Alles hat seinen Platz: die kleine Nische für das Salz, das Reich der Töpfe, der Spülwinkel, die Schneidfläche, Orte des Verharrens – sogar eine Ecke fürs Tränenvergießen ... Ganz so, als sei die Person, die die Küche entworfen hat, davon ausgegangen, dass die Frauen bis in alle Ewigkeit dort bleiben würden. Man musste diesem Ort also Ordnung verleihen: einen Sinn.

Aber jetzt stehe ich hier, interessiere mich weder für Ordnung noch Sinn.

Bin nur hinter einem Zeichen her, irgendetwas Vertrautem.

Der kleine gusseiserne Mund des Ofenherds – vielleicht rieche ich den Duft von frischgebackenem Brot, wenn ich mich etwas zu ihm hinunterbeuge. Die Stimmen von Frauen – ihr Geflüster tritt zwischen dem Geschirr, hinter den Schränken hervor.

Ich bin hier, um zuzuhören.

Für Augenblicke sehe ich mich als eine von ihnen.

Eine Frau, der die wütenden Tränen im Dampf und den ätherischen Ölen der Zwiebeln abhandenkommen.

Eine Frau, die sich mit den Zähnen die Haut von den Lippen zupft, wenn sie für sich ist.

Eine Frau, die einer manchmal ohne Ankündigung von hinten in seine Arme zieht. Nicht aus Liebe, einfach nur, um sie an seine Existenz zu erinnern.

Eine Frau, die in der Dunkelheit des kleinen Raums ohne richtiges Fenster sich selbst umarmt, in der Stille, ohne Anlass.

Nur die Zeit trennt mich von dieser metallischen Vergangenheit. Mir geistern die Bilder von Frauen im Kopf herum, die ihre Seele Stück für Stück in das Kochgeschirr legten, sie mit dem Aroma von Brot und Gebäck vermischt und schwanger gingen mit Schmerz, Einsamkeit, Liebe und manchmal Ressentiment.

Frauen, die vergessen wurden – inmitten der Tage, an denen ihr Leben in den zubereiteten Speisen versank, im Schrubben und Springen des Geschirrs.

Vielleicht finde ich in den Pfannen und Töpfen noch verkohlte Reste, unsichtbare Asche verbrannter Seelen...

Und an dem kleinen Fenster – einzig eingebaut, um etwas Erleichterung zu verschaffen, so scheint es – steckte sich manche wohl heimlich eine Zigarette an. Vielleicht mit einem abgebrochenen Streichholz, vielleicht mit der letzten entfachten Flamme, vielleicht mit der Hoffnung, die ihr noch blieb.

### Die zweite Frau / 1956

Metall ist kalt. Selbst wenn der Ofen an ist, bleibt es kalt. Das weiß ich schon seit Jahren.

Mir verbrennt nichts mehr, nicht die Milch, nicht meine Hände und auch das Herz nicht.

Wenn ich am Morgen in die Küche komme, tröpfelt Licht durch das kleine Fenster in die schmale Dunkelheit. Dann steh ich einen Augenblick da und alles scheint sagen zu wollen: „Du bist immer noch hier.“

Ich setz Wasser auf, mess Kaffee ab, mach den Ofen an. Alles, wie es sich gehört, keine Abstriche, keine Tricks.

Alles hier im Haus erinnert an meinen Vater, an meinen Mann, an den Krieg.

Aber diese Küche hier ist mein Werk. Mit den alten Löffeln, dem Messer, das mir einmal das Fleisch am Finger auftrennte, bis auf den Knochen; mit den Stoffresten aus dem Oberteil einer Uniform.

Kunstblumen in einem Krug auf dem Fensterbrett. Blumen, die niemals sterben, weil sie nie lebendig waren. Ich starr sie manchmal an, denk mir, vielleicht bin ich genau wie sie: standhaft, farblos, stumm und ohne Leben.

Hier, innerhalb der wenigen Quadratmeter aus Metall, Boden und der kleinen Luke entscheide ich: Wann das Wasser kocht. Wie viel Salz. Ob ich spreche oder schweige.

Das kalte, gewundene Metall übt hier keine Herrschaft aus. Hier herrsche ich.

Aber nicht immer.

Manchmal weiß ich nicht, ob ich die Dinge in Ordnung halte oder die Dinge mich.

Ich steh an dem kleinen Küchenfenster, eine Zigarette zwischen zwei nassen Fingern. Sehen darf das keiner. Die Kinder nicht. Vielleicht nicht mal Gott. Aber manchmal muss mir etwas Rauch durch den Körper ziehen, damit ich das Gefühl hab, da steckt noch etwas Leben in einem Teil von mir.

Wenn ich den Ofen anmache, kommt etwas in die Welt, das mehr ist als ein Gericht.



Foto: Juliette Moarbes

Mahtab Yaghma

Erinnerungen steigen eine nach der anderen auf mit dem Duft des frischgebackenen Brots und bleiben unter der Decke hängen. Meine Kinder wissen es nicht und werden es nie wissen: dass in jeden Kuchen ein Stück meiner Seele eingebacken ist, dass ich meine Tränen an die Zwiebeln und mein Schluchzen im Dampf verliere.

Niemand soll es wissen.

### Die erste Frau / 1929

Er sagte: „Alles hat seinen Platz. Mit dem Verstand und der Liebe ist es genauso.“

Ich, neben dem neuen Spülbecken, habe gelacht und gefragt: „Also erst der Verstand, dann die Liebe?“

Er sagte: „Nein. Aber zu wissen, wo beides hingehört, verhindert, dass du verbrennst.“

Er war Architekt. Ich Dichterin mit meist mehligten Händen.

Bei uns zu Hause roch es nach Eisen und Brot. Er zeichnete Baupläne, ich buk Kekse. Er vermaß die Regale, ich befüllte die Gläser. In der Küche hatte alles System: Das Aufhängen der Handtücher, die Abstände zwischen den Gläsern. Aber seltsam – inmitten der Ordnung fand das Chaos des Lebens doch seinen Platz.

An Tagen, an denen wir schweigend neben dem Ofen saßen und nur dem

Brutzeln und Brodeln auf dem Herd lauschten. Oder nimm jenen verregneten Tag, an dem es schlagartig überall dunkel wurde, an dem ich ein Gedicht vorlas – und die Flamme aufloderte und es hell wurde im Haus.

Da fand die Liebe ihren Platz. Im Löffel und in einer Kelle heißer Suppe. Oft hab ich meine Spiegelung in diesen Löffeln betrachtet. Ein verwirrtes Gesicht, langgezogen, mit Lippen, die aussehen, als seien sie gejagt worden.

Ich dachte mir: Mit kaputten Lippen spreche ich weniger. Und wenn ich weniger spreche, hört er mir vielleicht eher zu.

Des Morgens saß ich allein an dem kleinen Fenster. Durch den weißen, blickdichten Vorhang fiel Licht in das Teeglas. Hausfrau zu sein heißt, keine Zeit zu haben – bis auf diese verstohlenen Momente.

Momente, in denen ich mich selbst umarmte, ganz für mich.

Ob auch Seelen verbrennen können?, fragte ich mich manch einmal, wenn ich mir die Hände im Ofen versengte. Ob der Ofen wohl nicht bloß Teig backt, sondern auch ein Stück von mir aushärten und brüchig werden lässt?

Aber dann höre ich seine Schritte oder das Geschirr klirren – und alles findet wieder an seinen Platz zurück: die Gläser, die Handtücher, mein Herz. ■■■■■

Foto: Sebastian Schmidt

### Zmicier Vishniou

wurde in Debrecen, Ungarn, geboren. Er studierte Journalismus in Minsk und Literaturkritik am Literaturinstitut in Moskau. Er ist Schriftsteller, Künstler und Mitglied von PEN Belarus. Seine Kunstwerke wurden in Belarus und im Ausland ausgestellt, unter anderem im Berliner Kunsthaus „Tacheles“. Er leitete außerdem die Performancegruppe „Sondereinheit afrikanischer Brüder“. Seit 1998 hat er zehn Bücher in belarussischer Sprache veröffentlicht; „Das Brennesselhaus“ erschien 2014 in deutscher Übersetzung. Vishniou lebt in Berlin.

### Awadalla

wurde in Ägypten geboren und ist Autor\*, Historiker\* und transdisziplinärer Künstler\*. Awadalla untersucht, wie Narrative entstehen, wie sich Macht in Formen des Erinnerns einschreibt, und entwirft dabei neues Wissen durch queere und dekoloniale Methoden. Das Werk umfasst Text, Performance und visuelles Erzählen. Awadalla hat Texte in Fachzeitschriften und Anthologien veröffentlicht; der dokumentarische Kurzfilm „Queer Exile“ (2024) wurde auf verschiedenen internationalen Filmfestivals gezeigt. Awadalla lebt in Berlin.

### Mahtab Yaghma

wurde in Neyschabur/Iran geboren. Sie ist Dichterin, Songwriterin und Frauenrechtsaktivistin. Im Iran veröffentlichte sie unter strenger staatlicher Kontrolle zwei Gedichtbände. 2019 half sie, Pro-

teste im Iran zu organisieren, 2020 emigrierte sie in die Türkei, 2024 nach Deutschland. Ihre Gedichte sind von der klassischen persischen Lyrik inspiriert, verhandeln aber zeitgenössische Themen wie Selbstbestimmung, Frauenrechte und Meinungsfreiheit. Schreiben ist für sie ein Akt des Widerstands. Yaghma lebt in Berlin.



### Ali Hasan

ist ein syrisch-deutscher Musiker – vor allem Perkussionist – und Pädagoge, der traditionelle Rhythmen mit zeitgenössischer Energie verbindet. Er tritt sowohl solistisch als auch mit Ensembles wie dem Resident Music Collective im Humboldt Forum, dem Pulsar Collective und Dabke Community Dance auf. Er ist einer der Gründer\*innen von Baynatna – Die arabische Bibliothek in Berlin. Im Winter 2024/25 wurde er eingeladen, seinen Kurs „Urban Rhythms: From Traditional Beats to City Streets“ an der Universität der Künste Berlin (UDK) zu unterrichten. Hasan lebt in Berlin.



**[www.weiterschreiben.jetzt](http://www.weiterschreiben.jetzt)**  
**Instagram: @weiterschreiben**